

Auf die Menschen zugehen

Das ‚Gesundheitszentrum für Obdachlose‘ der Jenny De la Torre Stiftung in Berlin hilft Menschen in Not – auch Pfizer unterstützt es mit Spenden



Der kubische Backsteinaltbau in der Pflugstraße 12 in Berlin Mitte steht allein und getrennt von den anderen Häuserzeilen – wie eine Trutzburg. Doch in Wirklichkeit ist die Nummer 12 das offenste Haus der ganzen Straße. „Kommen Sie mal rein“, winkt eine Frau im Arztkittel einem etwa 30-Jährigen zu, der noch etwas ratlos an der Schwelle steht. „Ich hab da ein Problem“, murmelt er und tritt schließlich ein.

Jenny De la Torre Castro, 60, führt ihren Patienten in ein freundliches helles Zimmer. Seit Jahren ist er „auf Platte“, drogenabhängig, ohne Krankenversicherung und Kontakt zu seinen Eltern. Jetzt quälen ihn die Läuse. Jenny De la Torre Castro, eine eher kleine Frau mit kurzen schwarzen Haaren und einem gütigen wie energischen Blick, schickt den jungen Mann nach einem langen Gespräch zum Krankenpfleger ins Nebenzimmer: Gut eine Stunde lang wird der ihn jetzt säubern, die Haare am Körper des Patienten entfernen, ihn eincremen und ihn so von seinen Läusen befreien.

VERTRAUEN AUFBAUEN

Etwa 50 bis 80 Wohnungslose suchen das ‚Gesundheitszentrum für Obdachlose‘ täglich auf, das Jenny De la Torre Castro 2006 eröffnet hat. Die Ärztin wird dann auch zur Seelsorgerin, Psychologin und Sozialarbeiterin. „Eine ärztliche Behandlung dauert drei- bis viermal länger als in üblichen Praxen“, berichtet sie. Ihre Patienten seien multimorbid, da sei vieles anzugehen. „Wir müssen zuhören, Geduld haben, ihnen Zeit geben, damit sie Vertrauen aufbauen.“ Wir – das sind zehn ehrenamtlich tätige Ärzte sowie zwei angestellte Sozialarbeiterinnen, Psychologen, Rechtsberater und an-

dere freiwillige Helfer. Nach jedem Arztbesuch können die Patienten hier auch essen und sich in der Kleiderkammer Neues zum Anziehen besorgen.

Der Ansatz von Jenny De la Torre Castro ist ganzheitlich: Er zielt darauf ab, den Patienten Möglichkeiten aufzuzeigen, um sich vom Leben auf der Straße abzuwenden. Wie oft das gelingt? Jenny De la Torre Castro schüttelt den Kopf: „Darüber gibt es keine Erhebungen.“ Selten, fügt die Ärztin hinzu, kommen Patienten bis zum wirklich medizinisch notwendigen Ende der Therapie. „Daher versuchen wir, wenn sie da sind, so viele Probleme wie möglich anzugehen.“

Die Ärztin wuchs in einem Dorf in den Anden auf. Sie war sieben, als ihre Mutter schwer erkrankte – und der einzige Arzt in der Gegend während der Behandlung zu einem anderen Notfall eilte. „Da beschloss ich, Ärztin zu werden“, erinnert sie sich. Ein Medizinstudium in Lima und Leipzig – dann die Rückkehr nach Peru. Sie wollte in einer Klinik arbeiten und nebenbei ehrenamtlich in Armenvierteln Sprechstunden abhalten. Doch ihre Abschlüsse aus Deutschland wurden nicht anerkannt. Sie ging nach Berlin. Dort erhielt sie nach dem Fall der Mauer über eine Tochtergesellschaft der Ärztekammer die Möglichkeit, Obdachlose am Berliner Ostbahnhof zu behandeln. „Das, was ich ursprünglich in Peru machen wollte, eröffnete sich mir in Deutschland“, sagt sie, „nämlich den Armen zu helfen.“

KONTINUITÄT GARANTIEREN

Anfangs habe es am Ostbahnhof an vielem gefehlt. Doch immer mehr Ehrenamtliche und Spenden halfen, ein Hilfsnetzwerk aufzubauen. Nicht nur der Bahnhof, sondern die ganze Stadt rückte in den Fokus der Arbeit Jenny De la Torre Castros. 2002 schließlich gründete sie eine Stiftung, um der Arbeit eine Kontinuität garantieren zu können. Über der Liege in ihrem Behandlungsraum hängt an der mintgrünen Wand der eingerahmte Eid des Hippokrates – der ersten Formulierung einer ärztlichen Ethik aus dem Altertum.

Sie greift zum Hörer. „Der junge Mann von gerade eben hat mir die Telefonnummer seiner Eltern gegeben“, sagt sie, „die rufe ich mal an.“ Zum einen lägen bei denen noch Unterlagen, die er brauche. „Und zum anderen genügt manchmal ein Anruf, um Familienmitglieder zusammenzubringen – zuweilen nach Jahrzehnten.“

Doch da klopft der nächste Patient an. Der Mittfünfziger lacht auf, als er die Ärztin sieht. „Krank bin ich diesmal nicht, und eine Wohnung habe ich auch!“ Heute sei er nur da zum Hallo-Sagen,

und um für einen Freund einen Schlafsack zu organisieren. „Vor einem Jahr wollte er nur zum Friseur“, sagt Jenny De la Torre Castro. „Ich sah aber eine Schwellung an seinem Hals und bat ihn eindringlich, in die Klinik zu gehen.“ In der Charité habe man ihm den bösartigen Tumor buchstäblich in letzter Minute entfernt. Eine gute Nachricht und ein Moment, der Jenny De la Torre Castro daran erinnert hat, wie richtig sie lag: damals mit sieben Jahren, als sie sich in ihrer Heimat Puquio in den Anden Perus entschied, Ärztin zu werden.

- **Spendenkonto: Jenny De la Torre Stiftung, Berliner Sparkasse, BIC/SWIFT BE LA DE BE**
- **IBAN DE25 1005 0000 6600 0037 64**



„Mit wenig Aufwand Gutes tun“

Peter Steuerwald läuft seit Jahren beim 24-Stunden-Lauf für Kinderrechte mit

Je mehr Runden gelaufen werden, umso mehr Geld kommt für regionale Kinderprojekte zusammen – das ist die Idee, die hinter dem Freiburger 24-Stunden-Lauf für Kinderrechte steckt. Auch in diesem Jahr gingen Anfang Juli für einen Tag und eine Nacht 78 Kollegen des Pfizer-Werks Freiburg sowie deren Freunde und Familien im Seeparkstadion an den Start. Pro gelaufene Runde spendet das Unternehmen zwei Euro. Einer, der für den guten Zweck regelmäßig die Laufschuhe schnürt, ist Peter Steuerwald aus der Produkt-Prozess-Entwicklung. Pfizer life hat mit ihm gesprochen.

Herr Steuerwald, Sie waren bereits zum dritten Mal beim 24-Stunden-Lauf am Start. Weil's Spaß macht?

Peter Steuerwald: Auf jeden Fall. Vor drei Jahren hat mir meine Frau zum ersten Mal vom Lauf erzählt, sie arbeitet auch bei Pfizer. Unser Sohn war damals acht Jahre alt und fand die Idee ebenfalls sofort gut. Da haben wir uns gesagt: Also los, dann laufen wir alle drei mit. Das ist eine gute Gelegenheit, mit wenig Aufwand etwas Gutes zu tun.

Trainieren Sie dann extra für den Lauf?

Steuerwald: Nein, das schaffe ich noch so. Aber man spürt am nächsten Tag durchaus, dass man was getan hat. Als ich das erste Mal mitgelaufen bin, hatte ich das noch unterschätzt, da hatte ich nicht mal richtige Laufschuhe an. Ich habe es trotzdem durchgezogen.

Stecken Sie sich jedes Mal ein Ziel, wie viele Runden Sie laufen wollen?

Steuerwald: Eigentlich nicht, ich lasse das einfach auf mich zukommen. Bislang sind es immer sieben bis zehn Runden gewesen. Mein Sohn hat bei seinem ersten Lauf 13 Runden geschafft – da haben alle Großen ganz schön geguckt. Eine Runde hat immerhin 400 Meter. Dem hat das einfach Spaß gemacht. Das nächste Mal hat er dann sogar einen Freund mitgebracht.

Was gefällt Ihnen besonders gut an dem Lauf?

Steuerwald: Es herrscht insgesamt eine nette Atmosphäre. Wenn man gerade nicht läuft, unterhält man sich mit Kollegen. Schön ist auch, dass alle von Pfizer das gleiche T-Shirt tragen – in Pfizer-Blau. Das vermittelt ein Zusammengehörigkeitsgefühl.